

Christine Ast zum Beispiel kommt gerade aus Bremen: vom Vorsprechen. Bei der *Bremer Shakespeare Company* war sie diesmal, und wieder war sie, wie so oft schon, nicht erfolgreich. Zu technisch fanden die Shakespeare-Strategen das, was sie anzubieten hatte; und sie könnten nicht erkennen, woher sie das nehme. „Wir sehen Sie nicht!“ heißt dieser Standardsatz der Ablehnung in der kryptischeren Variante; aber immerhin ist ihr nicht vorgehalten worden, dass sie oben rum zu gut gebaut sei (was einer Novizin neulich in Magdeburg widerfuhr), und der Intendant hat sie auch nicht als „Arschgesicht“ titulierte (was sich ein derzeit extrem erfolgreicher Intendant mal einem von Christines Kollegen gegenüber heraus genommen haben soll). Ihr war in Bremen hinterher nur schrecklich kalt; der Dom war dicht, erst in einer anderen Kirche fand sie das „innere Exil“. Da hat

Zwischen Theke und Tanke

Was bleibt Schauspielern, die scheitern? Sie schlagen sich durch – mit Jobs zwischen Theke und Tanke, Werbung und Weiterbildung.

sie dann endlich heulen können, wie sich das gehört.

Und das alles bloß, weil sie auch mit 40 immer noch der Ansicht ist, Schauspieler sein zu müssen. Vor einiger Zeit hat sie sich in Essen derart in inneren Aufruhr versetzt, dass sie beim Vorsprechen wie blind gegen eine Wand rannte; mit dauerhaften gesundheitlichen Schäden. Nach ersten Studien der Kunst- und der Theaterwissenschaft hatte sie die Ochsentour der Rundum-Bewerbung bei allen Schauspielerschulen von Rang absolviert – und sich

vom damaligen Chef der Münchner Falckenbergschule den groben Rat geben lassen müssen, sich doch einfach „einen anderen Beruf mit S“ zu suchen. Wie Ingrid Lausund und Barbara Bürk, die inzwischen Regisseurinnen sind, war sie schließlich bei der privaten und eher alternativen Ulmer *spielstatt* gelandet. Dort werden alle Lernenden, Schauspieler, Dramaturgen, Regisseure, lange Zeit am gleichen Stoff geschult. Natürlich hat sie nach Abschluss der Ausbildung hier eine gehörige Portion Hybris mit auf den Weg genommen: Wir landen und

**MICHAEL
LAAGES**

1 | Christine Ast, damals noch Ensemblemitglied in Bautzen, mit dem damaligen Ministerpräsidenten Kurt Biedenkopf vor dem Bautzener Arbeitsamt.



enden doch nicht am alten Stadttheater!

Natürlich musste es Berlin sein und die „freie Szene“, auch Statisterie an der hippen Volksbühne und beim noch hipperen Christoph Schlingensief schien der Schritt in die richtige Richtung zu sein. Hin und her zwischen Berlin und Zürich ist sie damals gereist, von Produktion zu Produktion; hat in privaten Kursen die Technik verbessert und sich danach auf große Vorsprech-Tour gemacht. Interesse zeigte das Deutsch-Sorbische Volkstheater in Bautzen – vier Jahre hat Christine dort zugebracht und gespielt, was anfiel; auch Freiluft-sommertheater nach Zirkusart, mit echten Eseln und Ziegen. Und das Theater schickte sie vor die Kameras der Fotografen, wenn ein Blickfang nötig war für das Bild mit dem Ministerpräsidenten – sinnigerweise vor dem Arbeitsamt der Stadt. Dann aber war der Intendant am Ende, und der Neue wollte (wie so oft) nichts wissen von der Altlast. Ein Jahr in Coburg folgte; aber sie war dort kaum richtig angekommen, als sich die Personalstruktur veränderte – inklusive Nichtverlängerung für den Neuzugang aus Bautzen.

Mehrmals, sagt sie heute, habe sie den Berufswechsel ernsthaft erwogen – schon als sie nach der *spielstatt*-Schule keiner haben wollte und sie kellnern musste; dann nach der Arbeit mit einem „vernichtenden“ Regisseur in Bautzen, der ihr fast das Selbstwertgefühl genommen hätte; und wieder beim Unfall in Essen – auch, weil der Regisseur, dem sie da vorgesprochen hatte, sich später mit keinem Wort nach ihrer Rekonvaleszenz erkundigt hat.

Da kann sie immer noch sehr zornig werden: „Volle Authentizität wird verlangt in diesem Beruf – und drum herum ist alles so elend verlogen!“ Neulich wurden Menschen wie sie fast als öffentliches Ärgernis verhandelt: im Zusammenhang mit halb oder ganz prominenten Fernsehgrößen, die zwi-

schen den gut bezahlten Drehterminen mal schnell beim Arbeitsamt die Knete holten. Nur die durch die Unfälle bedingte teilweise Berufseinschränkung bewahrt Christine bisher vor der Herabstufung in die Sozialhilfe; und weder Kamera- und Bewerbungstraining noch andere Weiterbildungskurse werden künftig im alten Umfang förderungswürdig sein. Doch seitdem auch die privaten Fernsehproduzenten nicht mehr beliebig aufstocken und die Schauspielschulen dennoch Jahrgang um Jahrgang in den tristen Alltag entlassen, wird es in den Büros der Zentralvermittlung für Bühne und Film (ZBF) immer voller.

Noch immer, sagt Christine, komme sie mit dem bohrenden Gefühl aus dem gescheiterten Vorsprechen: „Ich bin selber schuld!“ Zur Haltung des „Dann eben nicht!“ und „Selber-schuld-wenn-Ihr-mich-nicht-wollt!“ hat sie sich bis heute nicht durchringen können. Und vielleicht steckt ja auch dahinter immer nur halbwegs getarnte Verzweiflung. „Aber ich kann eben nicht im Call-Center oder bei der Versicherung arbeiten“, sagt sie und fügt hinzu: „Ich bin eine Kämpferin!“ – auch dann noch, wenn andere schon aufgegeben hätten, meinten Freunde von ihr.

Sie fühlt sich auch nicht so sehr als in der Schauspielerei, sondern in der Lebensplanung gescheitert – weil das Theater zur Ersatzfamilie wurde. Andererseits sind da immer wieder diese Verletzungen: Jetzt, vor dem Ausflug nach Bremen, ist sie voller Zuversicht Joggen gegangen, und prompt spielte das Knie nicht mehr mit. Vorher, in Essen, war es das Kreuzband, in der frühen Ausbildung hätte sie sich bei der Akrobatik fast den Hals gebrochen. Wie viele Unfälle, wie viel Schmerz trägt die Sehnsucht nach dem verflucht-geliebten Beruf mit S?

Julia zum Beispiel hat all das noch vor sich. Vielleicht; hoffentlich nicht. Frisch von der Schauspielschule gekommen,

geht sie gerade auf die ersten Vorsprech-Reisen – und ist noch geschockt von der wundersamen Schlichtheit mancher angeblich ausschließlich künstlerisch denkender Menschen (und Männer), die sich mit Oberweiten aufhalten; im positiven oder negativen Sinn. Viel, sehr viel wird von ihr erwartet und viel verlangt sie selber von sich – aber vielleicht bleibt das Angebot aus Paderborn doch das einzige. Aber gut – dann wäre es halt Paderborn.

Wie jung an Jahren Schauspiel-Schülerinnen und -Schüler auch sein mögen – sie haben (dank der Literatur wie der extremen Entäußerung, die dieser Beruf schon im Lernen mit sich bringt) doch schon in schrecklichere Abgründe geschaut als beispielsweise der Auszubildende im Einzelhandel. Sie wissen es vielleicht noch nicht, aber sie ahnen schon, wie schlimm es kommen kann. Susanne zum Beispiel mag längst nicht mehr davon reden, wie schlimm es gekommen ist. Sie startete am schärfsten Theater im Land und arbeitete dort mit Stefan Bachmann, Andreas Kriegenburg und Johann Kresnik; gehörte aber nie zum Clan vom Chef. Auch darum war Schluss nach zwei Jahren – und nichts ist nachgekommen; jedenfalls nicht von Belang. Stattdessen Serien-Zeug fürs Fernsehen, kleinteilig und unbefriedigend, eine Off-Produktion in Berlin, eine Arbeit mit dem Regisseur Rolf Hochhuth, ein paar Werbespots (einmal für Sauerkraut). Und was schlimmer war – Hochhuth oder Sauerkraut –, das ist ihr bis heute nicht ganz klar. Aber Susanne weiß, dass jede neue Absage unsagbar weh tut. Ob die immer wieder renovierten Bewerbungsunterlagen und die neuen Bilder im feinen Katalog der Agentur wirklich wahr genommen werden von den Adressaten, weiß sie nicht. Sie weiß aber, dass auch sie nicht gemacht ist für den Job in der Public-Relations-Firma; dass auch ihr der Absturz in die Sozialhilfe droht. Und dass sie Schauspielerin ist – das weiß sie.



Foto: P.Przybyl

ren Mahler und Werfel und Kokoschka, zwischen Klostermauern zelebrierte. Das klingt illuster, es war aber eher ein Desaster; auch was die finanzielle Absicherung betrifft. Vielleicht fragt er sie wieder, wenn „Alma“ Amerika erobern soll. Vielleicht sagt sie wieder zu – wider alle Klugheit und Vernunft.

Diana Neumann stand am Anfang all dieser Geschichten. In einer lauen Sommernacht und nach einer elektrisierenden Wiederbegegnung auf der Tankstelle gleich nebenan. Dort hatte sie bis vor kurzem gejobbt. Vermittelt wurde der Nebenverdienst durch einen Freund, weil sonst das Geld vorne und hinten nicht mehr gereicht hätte. Und dabei schien sie seit Beginn der Karriere des zwiegesichtigen Theatermachers Armin Petras bombenfest zu dessen engstem Kreis zu gehören: schon im Ensemble „Medea/West“. Diana ist als wahre Stütze der Petras-Gesellschaft mit ihm nach Nordhausen und weiter nach Kassel gewandert. Alle paar Jahre aber beginnen die zwei einander auf die Nerven zu gehen; und in solchen Fällen geht er mit ihr streng ins Gericht: „Überleg Dir, ob Du Schauspielerin bist!“ hat er ihr geraten. Er meinte damit die Bereitschaft, unterschiedslos alle Theaterarbeit zu absolvieren. Sie kontert kräftig – bei den „Gerichten“ von Camus am Deutschen Theater sei genau dieses haltungslos-beliebige Theater zu sehen, das Petras von ihr fordere: „Prostitutionslüge“ nennt sie das. Und niemandem solle es privat peinlich sein, was auf der Bühne mit ihm und durch ihn passiert.

Wohl gemerkt: Auch dies ist, in Dianas ruppig-schöner Art, eine Liebeserklärung (wie Petras sie ihr gerade in der Deutschen Bühne 3/04 öffentlich sandte). Und auch das atemlose Überall-und-Nirgendwo-Sein des alten Freundes findet sie nur deshalb schlimm, weil sie seine Qualitäten schützen will. Wo auch immer Petras irgendwann die Leitung eines Ensem-

bles anstrebt, müsste sie zum Team gehören. Ansonsten, das weiß sie, ist ihre sehr spezielle Energie für praktisch alle anderen Regisseure kaum nutzbar: nicht kompatibel ist sie, schwer vermittelbar.

Natürlich hat sie ihrerseits in Petras' Nähe auch Arroganz gelernt. Vorwürfe beim Vorsprechen perlten plötzlich ab von ihr: „Prenzlauer-Berg-Hinterhof“ wie sie habe hier nichts zu suchen – so wurde sie selbst an der Volksbühne abgefertigt. Und auch bei Andreas Kriegenburg, damals noch mit Ulrich Khunon in Hannover, endete das Vorspiel desaströs. Na und? Damals war da ja Petras. Beworben aber hat sie sich nach der vorläufigen Trennung der Wege trotzdem „wie das böse Messer“, soll heißen: immerzu und überall. Aber sie hat auch einen Roman geschrieben („noch nicht ganz fertig“), hat (wie Christine) „Camera-coaching“ als Weiterbildung hinter sich – dabei aber noch immer nicht gelernt, sich besser zu verkaufen.

Kalt und sachlich analysiert sie den Zustand des Systems, das absehbar an ein Ende kommen werde: „Dann sind alle gezwungen, ganz anders mit der eigenen Kreativität umzugehen.“ Cool sagt sie auch: „Das Leben ist kein Wunschkonzert!“ Und dass sie, zur Not nach der Zeit auf der Tankstelle und nur noch mit Arbeitslosen- und demnächst Sozialhilfe auf dem Konto, auch mauern könnte, Fliesen legen und Parkett: „Wenig Geld hab ich so oder so!“ Nicht arbeiten? Kann sie nicht: „Dann werde ich verrückt.“ Unterrichten? Etwa in der privaten Schule, die sie auch selber besucht hat? Nie! „Ich will doch nicht Leuten Träume einpflanzen, die ich selbst bis heute nicht verstehe.“ Aber dass sie ganz und gar Schauspielerin ist, zumindest wenn Schauspiel mehr bedeute als nur „funktionieren“ – das weiß sie. Aber erst jetzt, nach allem: „Nirgendwo sonst werde ich wirklich ankommen.“ Wenn es wieder so weit ist.

2 | Diana Neumann im Film „Schuld + Sühne in 20 Minuten“.

